

Russische Literatur.

Ostrovski et son théâtre de mœurs russes. Par J. Patouillet.
8° (XII u. 482) Paris 1912, Plon-Nourrit et Cie. Fr 10.—

Leo Tolstoi's Briefwechsel mit der Gräfin A. A. Tolstoi.
1857—1903. [Tolstoi-Bibliothek, herausgegeben von Ludwig
Berndl. I. Band.] 8° (XVI u. 474) München 1913, Georg
Müller. M 6.—; geb. M 8.—

F. M. Dostojewski, Briefe. Mit Bildnissen und Berichten der Zeitgenossen.
Übersetzung von Alexander Eliasberg. 8° (II u. 304) München 1914,
Piper & Co. M 8.—; geb. M 10.—

Unter den großen russischen Schriftstellern, die seit 30 Jahren das literarische Denken Deutschlands beschäftigt und lange Zeit sogar beherrscht haben, stehen Tolstoj und Dostojewskij obenan — Ostrowskij, der gleichalterige Begründer des russischen Theaters, der unerschöpfliche Schilderer des russischen Lebens, hat unter ihnen keinen Platz. Man fühlte ja nicht das Bedürfnis, Rußland kennen zu lernen, sondern man suchte nach neuen, möglichst aufwühlenden Gedanken, die den angeblich morsch gewordenen Bau der europäischen Bildung und damit auch der deutschen Dichtung sprengen könnten. Dieser Sehnsucht schienen Tolstoj und Dostojewskij Erfüllung zu versprechen, und so blieb es nicht aus, daß sich um ihre Namen rasch eine unübersehbare Literatur aufhäufte, während Ostrowskij, der keine Weltanschauung verkündete, der überhaupt nicht europäisch, sondern nur russisch dichtete, fast völlig vergessen wurde. Wem es aber um ein mehr als oberflächliches Verständnis russischer Art zu tun ist, der darf an diesem bedeutendsten russischen Dramatiker nicht vorübergehen.

Ihn kennen zu lernen ist allerdings nicht leicht. Sein Russisch wimmelt von Wendungen der Volkssprache, und Übersetzungen sind selten. Ins Deutsche ist aus dem halben Hundert seiner Stücke nur eines übertragen worden. Ein deutsches Buch über ihn gibt es nicht. Die Russen selber haben wohl eine große Menge von Einzeluntersuchungen, aber keine umfassende Gesamtdarstellung geliefert. Dr. Patouillet, Professor am Lycée Michelet, hat die erste breite Straße in dieses literarische Neuland gebaut. Er ist sich bewußt (S. ix), eine abschließende Würdigung noch nicht bieten zu können, aber was er gibt, ist dankenswert viel und erfreulich genau. Die weit zerstreute Literatur ist sorgfältig bezeichnet, und wenn es sich nicht um russische, also den meisten Lesern nicht unmittelbar zugängliche Quellen handelte, müßte man wohl sagen, die Darstellung sei mit langen wörtlichen Anführungen zu sehr beschwert.

Auf den ersten 100 Seiten erzählt Patouillet das weder von heftigen Geisteskämpfen noch von stürmischen Leidenschaften erschütterte Leben des Dichters, das 1823 im Diakonenhause einer kleinen Moskauer Kirche begann und unter Enttäuschungen und Erfolgen, Geldnot und Familienglück dem unausrottbaren Drang zu dramatischem Schaffen verfallen blieb, bis es in der Leitung der kaiserlichen Theater in Moskau seine späte Krönung fand und 1886 still erlosch. Am Schlusse des Buches ist ungefähr ebenso viel Raum einer freilich nur skizzen-

haften Sammlung von Belegen für die Richtigkeit der Sittenschilderungen Ostrowskij's sowie kurzen Bemerkungen über seine sittlichen Anschauungen und seine Kunstmittel gewidmet. Der Kern des Werkes gibt unter Beiseitelassung der geschichtlichen Stücke, die unter den Dramen Ostrowskij's nur einen kleinen Bruchteil bilden, auf rund 250 Seiten eine genaue Nachzeichnung des überreichen Bildes, das der Dichter von den Schäden des russischen Gesellschaftslebens entworfen hat. Mit fast zu vielen Proben wird da gezeigt, wie Ostrowskij die Unehrlichkeit, die Eitelkeit und den tyrannischen Stolz der Kaufleute geißelt, wie grell er die Knechtung von Frau und Kindern beleuchtet, wie er den Verfall des Adels, die Verderbtheit des Beamtentums und das Elend des Schauspielersdaseins an den Pranger stellt.

Seinen größten, in Rußland heute weniger als je umstrittenen Ruhm verdankt Ostrowskij zwei Duzend Dramen aus dem häuslichen und geschäftlichen Leben der Kaufleute. Gerade diesen Grundstock des russischen Bürgertums hat der Dichter in Moskau ständig beobachten können. Hier entdeckte er Schätze, deren dramatische Verwertung ihm um so lohnender schien, als er sehr viele Kaufleute unter seinen Zuschauern erwarten durfte.

Gerade die russische Kaufmannschaft, sagt Patouillet (S. 102 f.), ist dem Einfluß des Theaters am leichtesten zugänglich und am ehesten darauf angewiesen. Bevor es die Massen von Industriearbeitern gab, die heute oft ein stärkeres Verlangen nach Bildung, Fortschritt und bürgerlicher Freiheit beweisen, war der Kaufmannsstand die einzige Gesellschaftsklasse, wo noch kein Kulturfirnis die echt russische Volksart enstellt hatte. Wie der vom Lande zugewanderte Bauer allmählich in diese Klasse aufstieg, verfeinerte er sich und trat mit den äußeren Formen des europäischen Lebens in Berührung, bevor er ihren Geist erfaßt hatte. Selbst seine schroffe und schwerfällige Geradheit, seine plötzlichen Anfälle von Edelmut trugen dazu bei, seine Empfänglichkeit für die Lehren, die ihm von der Bühne herab gegeben wurden, zu erhöhen.

Diese Lehren, die sich ohne alles unkünstlerische Predigen aus der dargestellten Handlung von selbst ergaben, aber naturgemäß trotzdem oft schmerzlich empfunden wurden, beruhten nach Patouillet (S. 417 f.) nicht auf den Worten des Evangeliums, sondern auf den allgemeinen Grundsätzen der Menschlichkeit. Es kamen Szenen vor, die das Schicksalstgefühl so stark verletzten, daß eine Schauspielerin sich weigerte, sie zu übernehmen. Im ganzen aber stand der Dichter bei den Kaufleuten in höchster Verehrung.

Wieviel Verständnis für die Bedürfnisse der Kunst Ostrowskij bei seinen Zuschauern voraussetzen konnte, zeigt die theatergeschichtlich bedeutsame Denkschrift, in der er 1882 dem Zaren Alexander III. den Plan zu einem Volkstheater entwickelte. „Wie die Akademien“, heißt es dort, „die Universitäten, die Museen ist ein gutes Theater das Zeichen der Volljährigkeit eines Volkes. Da es als Muster dienen soll, muß es nicht auf Einnahmen, sondern auf technische Vollendung sehen. Weil sich Spekulant also fernhalten werden, müssen die Kaufleute, für die es gegründet wird, die Pflicht und die Ehre der Unterhaltung eines zwar nicht einträglich, aber dauernd ruhmvollen Werkes übernehmen.“

Ostrowskij wollte ein Haus mit den besten Einrichtungen und tausend Plätzen zu Preisen von einem Rubel bis zu 15 Kopeken. Der Kaiser wünschte die Ausführung dringend, die Stadt versprach den Baugrund, die Kaufleute bildeten eine Aktiengesellschaft — und so wurde tief in Rußland schon vor 30 Jahren die Gründung des Theaters auf demselben Wege gesucht, auf dem wir Mitteleuropäer sie noch heute erwarten: auf dem Wege der Befreiung vom Geschäftsgeiste durch Organisation des Publikums!

Mit Tolstoj konnte Ostrowskij in Moskau oft zusammentreffen. Sie verkehrten in kameradschaftlicher Ungezwungenheit miteinander, und Tolstoj schreibt gelegentlich (Bernkl S. 220), er liebe Ostrowskij sehr. Doch zeigte sich ihre grundsätzliche Verschiedenheit schon darin, daß Ostrowskij seinem Freunde durchaus das Recht bestritt, seine Auffassung des Evangeliums und seine Lebensanschauung als Dogma zu verkünden (Patouillet S. 88 f.). Das widersprach Tolstoj's innerstem Wesen. Sein Leben war besonders in den letzten Jahrzehnten von Glaubenskämpfen so erfüllt, daß er den Briefwechsel mit seiner Tante Alexandra, der ganz von diesen Kämpfen widerhallt, „seine beste Autobiographie“ nannte (Bernkl S. x). Die fromme und geistvolle Gräfin Alexandra Andrejewna Tolstoj, die von 1844 bis 1904 als Erzieherin und Hofdame in der kaiserlichen Familie lebte, war nur elf Jahre älter als ihr berühmter Nefte. Von der lebenslangen Freundschaft mit ihm sagt sie in ihren dem Briefwechsel vorgedruckten Erinnerungen:

Wißt ihr denn, was es heißt, eine verwandte Seele zu lieben! Nicht den Menschen — seine Seele! Diese Liebe ist unvergleichlich stärker als die irdische Liebe, und die Seele Lew Nikolajewitschs war mir unaussprechlich teuer. Sie ist mir auch fernerhin teuer geblieben, aber die Jahre und die Enttäuschung haben das Ihre getan. Es ist nicht mehr dieses Feuer, nicht mehr diese Qual, die damals meine Sorgen um ihn begleitet haben. Jetzt bete ich für ihn, aber ich weiß, daß nicht meine Anstrengungen, sondern nur die Gnade Gottes ihn früher oder später auf den rechten Weg bringen wird (S. 28 f.).

Im Jahre 1859 schreibt Tolstoj der Tante über seinen sechs Jahre zurückliegenden Aufenthalt im Kaukasus, was er damals in einer martervollen und zugleich seligen Gedankenarbeit mit allen Kräften erkämpft habe, werde immer seine Überzeugung bleiben. Das Evangelium habe ihn nicht befriedigt, ihm auch keine Bestätigung der Kirchenlehre geboten, aber er habe erkannt, daß es eine Unsterblichkeit und eine Liebe gebe, und daß man für andere leben müsse, um ewig glücklich zu sein. Dann fährt er fort:

Die Sache ist die, daß ich die Religion liebe und achte, ich halte dafür, daß ohne sie der Mensch weder gut noch glücklich sein kann, daß ich sie mehr als alles andere auf der Welt besitzen möchte, daß ich fühle, wie mein Herz ohne sie verdorrt, daß ich noch hoffe und in kurzen Minuten gewissermaßen glaube; aber ich habe keine Religion und glaube nicht. Außerdem macht bei mir das Leben die Religion und nicht die Religion das Leben. Wenn ich gut bin, bin ich ihr näher und, scheint mir, gleich ganz bereit, in diese glückliche Welt einzugehen; wenn ich aber ein schlechtes Leben führe, dann scheint es mir, daß man sie auch nicht braucht. Jetzt, im Dorf, bin ich mir selber so zuwider, verspüre ich eine solche Dürre im

Herzen, daß es fürchtbar und gräßlich ist, und die Notwendigkeit, eine Religion zu besitzen, wird mir fühlbarer. Gott wird helfen; es wird schon kommen (S. 140 ff.).

1862 heiratete Tolstoj. 1863 berichtet er der Tante, er sei „vollständig mit seiner Lage zufrieden“, daß Grübeln sei vorbei (S. 200). 1865 meint er oft zu wissen, daß er eine unsterbliche Seele habe, und freut sich, immer häufiger bestätigt zu finden, daß es einen Gott gebe. „Ich bin kein Christ“, sagt er, „und noch sehr weit entfernt davon; aber die Erfahrung hat mich gelehrt, an die Unfehlbarkeit der eigenen Urteile nicht zu glauben, und alles kann sein!“ (S. 219.) 1876 schreibt er: „Auf jeden Fall weiß ich, daß, je mehr ich denke, ich desto weniger glauben kann, und wenn ich doch noch zum Glauben gelangen sollte, so wird es durch ein Wunder sein“ (S. 289). Im selben Jahre schildert er seine innere Zerrissenheit so:

Sie sagen, Sie wissen nicht, woran ich nicht glaube. So sonderbar und schrecklich es klingen mag: ich glaube an nichts von alledem, was die Religion lehrt; und zugleich hasse und verachte ich nicht nur den Unglauben, sondern sehe sogar keine Möglichkeit, ohne Glauben zu leben, geschweige zu sterben. Und so errichte ich mir allmählich meine eigenen Glaubensformen, die zwar unverbrüchlich, aber auch sehr unbestimmt und trostlos sind. Fragt die Vernunft, so antworten sie gut; wenn aber das Herz weh tut und um Antwort bittet, sind sie weder Stütze noch Trost. Ich mit meinen Forderungen der Vernunft und den Antworten, welche die christliche Religion gibt, befinde mich in der Lage zweier Hände, die sich falten möchten, deren Finger sich aber gegeneinander stemmen. Ich wünsche, sie zusammenzubringen, aber je mehr ich mich anstrengte, desto schlimmer ist es, während ich doch zugleich weiß, daß sie füreinander gemacht sind (S. 295).

In den Briefen der Jahre 1878 und 1879 erzählt Tolstoj gelegentlich, daß er bete (S. 321 341 355). Am 28. Februar 1879 schreibt ihm die Tante: „Wie bin ich glücklich, daß Sie jetzt gläubig sind!“ (S. 346.) Ein Jahr darauf bekennt er, wer sich retten wolle, müsse der Lehre Christi folgen, die im ganzen Evangelium, nicht bloß in der Bergpredigt enthalten sei; aber Christus habe sich nicht als Gott ausgegeben und sei es auch nicht (S. 363). Von einem Besuch auf dem Landgute Tolstoj's im Jahre 1887 erzählt die Tante in ihren Erinnerungen:

Er las mir oft seine Lieblingsgedichte von Tjutšew und einige von Chomjakow vor, die er besonders schätzte, und wenn in irgend einem Gedicht der Name Christi vorkam, zitterte seine Stimme, und seine Augen füllten sich mit Tränen. . . Diese Erinnerung tröstet mich noch bis jetzt: er liebte, ohne es selbst zu wissen, tief in seinem Herzen den Erlöser; aber er sah in ihm nur den nicht gewöhnlichen Menschen. Schwer ist der Widerspruch zwischen seinen Worten und seinen Gefühlen zu verstehen . . . (S. 40).

1897 sahen sich die beiden Briefschreiber zum letzten Male, in Petersburg. Die Tante erschrak über die Heftigkeit, mit der ihr Nefse behauptete, ein vernünftiger Mensch könne sich selbst erlösen, dazu brauche er niemand, auch Christus nicht (S. 82 f.). „Am Rande des Grabes stehend“, schrieb der Dichter 1903,

ein Jahr vor dem Tode seiner Freundin und sieben Jahre vor seinem eigenen Tode:

Überhaupt fühle ich in der Annäherung des unvermeidlichen und guten Ausgangs, daß ich, je bestimmter meine Vorstellungen darüber sind, was dort sein wird, desto weniger an sie glaube, und umgekehrt, je unbestimmter, desto stärker und gefestigter wird mein Glaube daran, daß das Leben hier nicht sein Ende findet, sondern ein neues und besseres dort anfängt. So vereinigt sich alles zum Glauben an Gottes Güte; alles, was von ihm stammt und zu ihm zurückkehrt, ist das Gute. So, wie ich von ihm ausgegangen bin, als ich geboren ward, so kehre ich, sterbend, zu ihm zurück, und dies kann nicht anders sein als gut. Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände! (S. 423.)

Man hat schon an diesen wenigen Auszügen sehen können, wie stark sich bei Tolstoj das Gefühl in die Gedanken einmischte. Gräfin Alexandra fand „eben das so wunderschön“, daß er im Gegensatz zu Turgenjew, der nur mit dem Kopfe schreibe, „überall und gleichsam wider Willen“ das Herz sprechen lasse (S. 300). Wo es Elend zu lindern galt, wirkte dieses mächtige Gefühl viel Gutes. Wenn Tolstoj in seinen Schulen die armen Kinder des Volkes sah, ergriffen ihn Unruhe und Schrecken wie beim Anblick ertrinkender Menschen: hier drohten soviele Seelen unterzugehen, weil niemand ihnen half (S. 279). Menschen besser und glücklicher zu machen, empfindet er als seine Pflicht, und er will bis zu seiner letzten Stunde nicht davon ablassen (S. 376). „Je länger ich lebe“, schreibt er im Jahre 1894, „und je näher der Tod heranrückt, desto mehr überzeuge ich mich von dem Unrecht unseres Lebens im Reichtum; und ich kann darunter nur leiden“ (S. 411). Bekanntlich fand er erst in seinen allerletzten Erdentagen die Kraft, durch die Flucht aus seinem Schlosse die Armut zu verwirklichen, die seine Lehre zu fordern schien. Anders als kämpfend durfte aber auch ein Mann nicht enden, der schon vor einem halben Jahrhundert geschrieben hatte:

Um ehrlich zu leben, muß man sich auf alle mögliche Weise anstrengen; man muß sich zu befreien suchen, muß kämpfen, umherirren, fehlen, anfangen, aufhören, wieder anfangen und wieder aufhören und ewig kämpfen und unterliegen. Ruhe ist eine seelische Gemeinheit. Darum wünscht auch der schlimme Teil unserer Seele Ruhe, ohne zu ahnen, daß diese Ruhe mit dem Verlust alles dessen verknüpft ist, was in uns Schönes ist, und was nicht aus dem Menschen, sondern von dort stammt (S. 106 f.).

Gewiß bleibt das Schwanken zwischen Sieg und Niederlage keinem von uns erspart. Wer sich aber nicht zu einem ruhigeren Gleichgewichte durchringt, als Tolstoj es in diesen Briefen offenbart, der darf nicht wagen, für die Ergebnisse seines eigenmächtigen Denkens von der Menschheit Anerkennung in einer so wichtigen Sache zu fordern, wie es die Religion ist. In einem Briefe aus dem Jahre 1859 sagt Gräfin Alexandra ihrem damals einunddreißigjährigen Neffen: „Sie, lieber Freund, sind kein schlechter, aber ein ziemlich fauler und inkonsequenter Mensch“ (S. 153). Der Neffe selber hatte ihr diese Worte auf die Zunge gelegt, als er im unmittelbar vorhergehenden Briefe bekannt hatte: „Stolz,

Faulheit und Skeptizismus fahren fort, mich zu regieren. Aber ich fahre fort, zu kämpfen, immer hoffe ich noch besser zu werden, als ich bin" (S. 150). Wie stark indessen noch 1887 die Eigenliebe seine Anschauungen beeinflusste, beweist die Wahrnehmung der Tante, daß ihn die abgeschmacktesten Briefe entzückten, wenn darin „nur irgend ein Anklang an seine Ideen“ zu finden war (S. 41). Vier Jahre später hat er die Tante, seinen gedruckten Briefwechsel mit einem amerikanischen Pastor zu lesen; sie werde sich wundern, wie merkwürdig dieser Amerikaner, den er nie gesehen habe, mit ihm übereinstimme. Alexandra fand zu ihrer grenzenlosen Überraschung, daß in dem Buche vom protestantischen Standpunkt aus alle Lehren Tolstoj's widerlegt waren! „Es versteht sich von selbst“, schließt sie die Erzählung dieser Entdeckung, die sie ihm sogleich mitteilte, „daß sein Stolz oder seine Eigenliebe ihm nicht erlaubte, seinen Fehler einzugestehen“ (S. 76). Im Jahre 1882 geriet er einmal in einen solchen „Paroxysmus“ gegen die Religion, daß seine Tante „das Irrededen eines Wahnsinnigen“ zu hören glaubte. Als er zu Ende war, gab sie ihm zur Antwort, die ganze Zeit habe der Teufel des Stolzes hinter ihm gestanden. „Ja, ich bin stolz darauf“, erwiderte er, „der einzige zu sein, der endlich die Wahrheit erfaßt hat“ (S. 33).

Wenn daher Berndl in seiner Einleitung die Persönlichkeit Tolstoj's als eine Wiederkehr jener Geschlossenheit bewundern wollte, die er den großen Menschen uralter Vergangenheit zuschreibt, so hätte er diese Bewunderung jedenfalls auf das naturhaft wilde Ungefühl einschränken müssen, mit dem Tolstoj — vorausgesetzt, daß er aufrichtig war — nach Geschlossenheit gerungen hat. Wieviel ihm zur wirklichen Geschlossenheit menschlicher Größe und gar zum Recht auf religiöse Führerschaft fehlte, wird durch diese Briefe von neuem bestätigt. Daß alle Versuche, die Lebenskraft seiner Lehren zu erproben, kläglich gescheitert sind, ist ohnehin bekannt.

Über Dostojewskij schreibt die Gräfin Alexandra in ihren Erinnerungen (S. 29 f.), als Moralisten stelle sie ihn über alle andern Schriftsteller, Tolstoj nicht ausgeschlossen. Sie habe Dostojewskij 1881 die Richtung ihres Neffen aus einigen seiner Briefe zu erklären versucht. Dostojewskij habe „mit einer verzweifeltsten Stimme“ ausgerufen: „Nein, nein, das ist nicht das Rechte!“ Aus gewissen Worten habe sie geschlossen, daß Dostojewskij eine Widerlegung Tolstoj's beabsichtigte; aber schon nach fünf Tagen sei er gestorben. Die Sammlung seiner Briefe, denen Eliasberg eine von Tscheschichin verfaßte chronologische Lebensübersicht und einige 70 Seiten zeitgenössischer Urkunden beigegeben hat, führt von den ersten Jünglingsjahren bis zum Tode.

Auch bei Dostojewskij waren literarische und religiöse Gedanken eng ineinander gewoben. Schon den Neunzehnjährigen erinnert Homer an Christus (S. 11). 14 Jahre später findet sich in einem Briefe an die Frau des Dekabristen Fonwisin das Bekenntnis:

Ich habe von vielen gehört, daß Sie sehr religiös sind. Doch nicht weil Sie religiös sind, sondern weil ich es selbst erfahren und durchgemacht habe, will ich Ihnen sagen, daß man in solchen Augenblicken „wie trockenes Gras“ nach dem

Glauben lechzt und ihn schließlich findet, eigentlich nur aus dem Grunde, weil man im Unglück die Wahrheit klarer einsieht. Ich will Ihnen von mir sagen, daß ich ein Kind dieser Zeit, ein Kind des Unglaubens und der Zweifelsucht bin und es wahrscheinlich (ich weiß es bestimmt) bis an mein Lebensende bleiben werde. Wie entsetzlich quälte (und quält mich auch jetzt) diese Sehnsucht nach dem Glauben, die um so stärker ist, je mehr Gegenbeweise ich habe. Und doch schenkt mir Gott zuweilen Augenblicke vollkommener Ruhe; in solchen Augenblicken liebe ich und glaube auch geliebt zu werden; in diesen Augenblicken habe ich mir mein Glaubensbekenntnis aufgestellt, in dem mir alles klar und heilig ist. Dieses Glaubensbekenntnis ist höchst einfach, hier ist es: Ich glaube, daß es nichts Schöneres, Tieferes, Sympathischeres, Vernünftigeres, Männlicheres und Vollkommeneres gibt als den Heiland; ich sage mir mit eifersüchtiger Liebe, daß es dergleichen nicht nur nicht gibt, sondern auch nicht geben kann. Ich will noch mehr sagen: Wenn mir jemand bewiesen hätte, daß Christus außerhalb der Wahrheit steht, und wenn die Wahrheit tatsächlich außerhalb Christi stünde, so würde ich es vorziehen, mit Christus und nicht mit der Wahrheit zu bleiben (S. 61 f.).

In seinen letzten Lebensjahren stand Dostojewskij dem vollen Glauben wohl noch näher. Denn 1878 mahnt er eine Mutter, sie solle ihr Kind an Gott glauben lehren, „und zwar streng nach der Überlieferung“, sonst könne sie aus ihm „keinen guten Menschen machen, sondern im besten Falle einen Dülber und im schlimmsten Falle — einen gleichgültigen fetten Menschen“. Etwas Besseres als den Heiland könne sie gar nicht erfinden (S. 205). Und noch einen Monat vor seinem Tode schreibt er einem Arzte:

Sie urteilen sehr richtig, wenn Sie meinen, daß ich den Grund aller Übel im Unglauben sehe und behaupte, daß derjenige, der den Nationalismus verneint, auch den Glauben verneint. Das trifft ganz besonders auf Rußland zu, denn bei uns ist der nationale Gedanke auf dem Christentum begründet. „Christliches Bauernvolk“, „rechtgläubiges Rußland“ sind unsere Grundbegriffe (S. 223).

In diesem Programm der russischen Slawophilen sah auch Dostojewskij die Sendung ausgesprochen, die Rußland in Europa zu erfüllen habe: es müsse „der Welt seinen eigenen russischen Christus, den die Völker noch nicht kennen“, offenbaren. „Darin“, schreibt er, „liegt, wie ich glaube, das tiefste Wesen unseres gewaltigen zukünftigen Kulturträgertums und der Auferweckung der Völker Europas, das tiefste Wesen unserer zukünftigen kraftstrotzenden Existenz“ (S. 153). In Westeuropa hätten — so schrieb er 1871 unmittelbar nach dem deutsch-französischen Kriege von Dresden aus — die Völker durch die Schuld des Katholizismus den Heiland verloren; deshalb gehe Westeuropa zugrunde, und „der Verfall der päpstlichen Macht neben dem Verfall der ganzen römisch-germanischen Welt (Frankreich usw.)“ sei ein bedeutames Zusammentreffen (S. 190). Der Weltkrieg hat das Falsche und das Wahre dieser Geschichtsphilosophie hell genug beleuchtet.

Durch frühzeitig begonnenes regelloses Lesen hat sich Dostojewskij den Weg zu klaren Gedanken nach Kräften verlegt. Die europäischen Dichter seiner Zeit, Geschichte und Volkswirtschaft, Hegel und Kant, Koran und Kirchenväter (S. 4

58 219 f.) wirbeln durcheinander. Welche Verwirrung beim gänzlichen Mangel gründlicher Schulung daraus entstehen mußte, kam ihm so wenig zum Bewußtsein, daß er ein Jahr vor seinem Tode unter Berufung auf seine Erfahrung einem Vater ähnlich seltsame Vorschläge für die Ausbildung seiner Tochter machte (S. 219 ff.). Als weiteres Hemmnis hatte der Dichter, wie er selber gesteht (S. 104 133), und wie seine Freunde bestätigen (S. 285 294), „einen schlechten und übertrieben leidenschaftlichen Charakter“ (S. 104), den jugendliche Ausschreitungen (S. 28 30) und die Torheit seiner ersten Ehe (S. 283) natürlich nicht besserten.

Entsetzlich schwer, darum aber auch versöhnend hing über diesem armen Dasein die Wolke eines harten Schicksals. Die Briefe reden eine furchtbare Sprache von den drei Jahre langen Schrecken des sibirischen Zuchthauses, von der Fallsucht, die ihr Opfer nicht losließ, von der bitteren Not, in der dieser kranke Mann zwischen drängenden Gläubigern und einer darbenen Gattin Tag und Nacht arbeitete. „Und dabei verlangen sie von mir künstlerische Abgeselltheit“, ruft er einmal verzweifelt aus, „eine Poesie ohne Spannung und Trübung, und weisen mich auf Turgenjew und Gontscharow hin! Wenn sie nur wüßten, in welcher Lage ich arbeiten muß . . .“ (S. 160).

Deshalb verstand Dostojewskij aus tiefstem Erleben den Sinn des Leides, das der Krieg über ein Volk bringt. Er schreibt am 29. August 1870:

Ohne Leid begreift man kein Glück. Das Ideal wird durch das Leid geläutert wie das Gold durch das Feuer. Das Himmelreich muß sich der Mensch erkämpfen. Frankreich ist in der letzten Zeit verrotzt und verflacht. Ein vorübergehender Schmerz hat nichts zu bedeuten; Frankreich wird ihn ertragen und zu einem neuen Leben, zu neuen Ideen erwachen. . . . Das neue Leben und die Umgestaltung des Landes sind so wichtig, daß selbst die schwersten Prüfungen dagegen nichts zu bedeuten haben. Erkennen Sie denn darin nicht Gottes Hand?! (S. 180.)

Mögen sich diese Worte an den Besiegten wie an den Siegern des jetzigen Krieges vollkommener erfüllen als damals! Und mögen beide auch das andere Wort, das Dostojewskij fünf Tage vor dem Frankfurter Frieden in Dresden schrieb (S. 187), nicht ganz übersehen: „Die Leute haben sich in den Kopf gesetzt, daß sie für Literatur keine Zeit mehr haben — als ob die Literatur eine Spielerei wäre; eine nette Bildung!“

Jakob Overmans S. J.